

Ein Blick zurück nach vorn

Notizen zu einigen Paradoxien des gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebes und zur Sinnhaftigkeit eines Wettbewerbs für junge Forschung

Von Matthias Mayer

Seit 1996 schreibt die Körper-Stiftung den Deutschen Studienpreis als Wettbewerb für junge Forschung aus, der sich im Wesentlichen an Studierende richtete. Ausschreibungen zu Themen von aktueller gesellschaftlicher Bedeutung erbrachten insgesamt über 3500 Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die über 2500 Beiträge einreichten. Die vertretenen Fächer von der Archäologie bis zur Zahnmedizin unter Einbeziehung auch der künstlerisch-gestalterischen Disziplinen deckten nahezu vollständig das komplette Spektrum dessen ab, was an deutschen (und ausländischen) Hochschulen überhaupt studiert werden kann. Die Beiträge waren so vielfältig in ihrer Themenwahl und in vielen Fällen auch so ungewöhnlich in ihren Präsentationsformen, wie es ein interdisziplinär angelegter Wettbewerb, der bewusst dazu auffordert, aus der Routine des Hochschulalltags auszuscheren und eigene Ideen auf originelle Weise zu verfolgen, im besten Falle hervorbringen kann.

Gleichzeitig war der Deutsche Studienpreis von Anfang an mehr als nur ein Wettbewerb. Als eine Plattform für junge Forschung stellte er die Leistungen seiner Teilnehmer öffentlich heraus und unterstützte sie dabei, ihre Forschungsergebnisse auch über die Grenzen wissenschaftlicher Fachkreise hinaus durch Veranstaltungen und Publikationen bekannt zu machen. Er bot ihnen die Möglichkeit, sich mit anderen jungen Wissenschaftlern und etablierten Experten auszutauschen und zu vernetzen. Neben den unmittelbaren Erfolgen, die sich schlicht an den eingereichten Beiträge festmachen lassen, zeigen sich nach nunmehr über zehn Jahren Projektarbeit auch erste mittelfristige, sozusagen »nachhaltige« Effekte. Verfolgt man die Karrierewege der Preisträgerinnen und Preisträger, wird das Auswahlinstrument nachträglich bestätigt. Die Juroren haben ganz offensichtlich die »richtigen« Kandidatinnen und Kandidaten ausgewählt. Erste Professuren stellen sich ein, Wege in inner- und außeruniversitäre Forschungsinstitute werden begangen, Geschäftsideen werden entwickelt und erfolgreich umgesetzt, über Preisträger wird nicht mehr nur in renommierten

Medien berichtet, sondern sie berichten dort plötzlich selbst als Redaktionskollegen.

Doch trotz dieser unbestreitbaren Erfolge haben wir uns nun zu einem Neuanfang entschlossen. Warum? Aus schierem Eigeninteresse verfolgen wir seit dem Start der ersten Ausschreibung – aus der Distanz einer nicht unmittelbar involvierten, aber doch mittelbar betroffenen Institution – die Reformprozesse an deutschen Hochschulen.

Grob vereinfacht stellen sich uns diese als Paradoxon von nur noch grotesk zu nennender Schönheit dar: Nehmen nämlich einerseits die Bekenntnisse zur Einheit von Forschung und Lehre in Präambeln, Grußworten und Grundsatzreden an Heftigkeit und Frequenz zu, so arbeitet man in einer gegenläufigen Bewegung an der Zerschlagung eben dieser Einheit sowohl durch die flächendeckende Einführung ‚employability‘-orientierter und -optimierter Bachelorstudiengänge als auch durch die zunehmende Einstellung der von der Forschung komplett entkoppelten »Lehrkräfte mit besonderen Aufgaben«, sprich reinen Lehrdozenten. Es mag viele guten Argumente geben, die für einen solchen Umbau der Hochschullandschaft sprechen – die Tatsache, dass die ganz überwiegende Mehrheit der Studierenden an Hochschulen eben eine Berufs- und keine wissenschaftliche Ausbildung sucht, ist vielleicht nur das stärkste unter ihnen –, eines aber spricht sicherlich dagegen, dass nämlich die Spielräume für die forschende Neugier kreativer Einzelner deutlich enger werden. Was bedeutet dies für einen Forschungswettbewerb, der unter der Maßgabe angetreten war, jenen eine Plattform zu geben?

Um diese Frage zu beantworten, gilt es zunächst ganz nüchtern einige Fakten zu konstatieren. Angetreten, die wissenschaftliche Kreativität junger Menschen anzuregen und herauszufordern, ihren Ideen zu öffentlicher Wahrnehmung zu verhelfen, müssen wir nach nunmehr zehn Jahren Wettbewerbserfahrung feststellen, dass die Verfasserinnen und Verfasser prämiierter Beiträge immer älter werden, oder wo nicht dies, so doch zumindest im Studium deutlich fortgeschritten. Gab es zu Beginn noch die ungewöhnlichen Beiträge aus der Gegend von Vordiplom und Zwischenprüfung, finden sich diese inzwischen viel eher bei Examenskandidaten und Doktoranden. Der Studierende »in der Mitte des Studiums« (vulgo Bachelor), wie es in den Gründungspapieren des Studienpreises als Zielgruppenvorgabe so schön hieß, hat schlicht und einfach

für solche nicht unmittelbar studienerefolgsrelevanten Beschäftigungen wie das Verfassen eines Beitrags für den Deutschen Studienpreis keine Zeit. Das bestätigen uns Studierende und Lehrende unisono.

Damit ist auch die Hoffnung, mit einem solchen Preis ganz überwiegend noch sehr junge und »unverdorbene« NachwuchsforscherInnen für ihren Willen belohnen zu können, Zusätzliches zu leisten – leider könnte man vielleicht bedauernd anfügen – weitest gehend zur Chimäre geworden. Denn es wurden und werden ganz überwiegend auch ohne unseren Anreiz entstandene Beiträge eingereicht – ein Trend, der sich übrigens verstärkt. Und wer wollte es jemandem verübeln, dass er oder sie unter dem Gesichtspunkt der Nutzenoptimierung nach einer im besten Sinne öffentlich wirksamen Zweitverwertung von Seminar- und Examensarbeiten oder Dissertationskapiteln sucht?

Ein weiterer Punkt sei angefügt: Der, wie wir finden, immer noch einsichtigen Devise folgend, dass die wahrhaft spannenden Probleme der Welt uns wohl nur in den seltensten Fällen den Gefallen tun dürften, sich nach der Systematik von Fakultäten und Fachbereichen zu sortieren, forderten wir von Beginn an zu interdisziplinärer Herangehensweise auf, wohl wissend, dass eine solche Forderung im »wirklichen Leben da draußen« öfter als Lippenbekenntnis und Antragsprosabeauptung denn als gelebte Forschungspraxis endet. Auch hier ist der Trend leicht desillusionierend: Der Anteil ernsthaft interdisziplinärer Forschungsbeiträge, die, sollen sie nicht auf der unio mystica zweier Disziplinenseelen in einer Brust beruhen, im Allgemeinen echtes Teamwork voraussetzen, ist zurückgegangen zu Gunsten des hinsichtlich der wissenschaftlichen Solidität sicherlich auf festerem Boden stehenden monodisziplinären Einzelbeitrages.

So sehr man an der Ursprungsidee festhalten möchte, die vermutete Kreativität junger, sprich studentischer Forschung, pädagogisch zu ermutigen und der traurigen Realität etwas entgegenzusetzen, dass die allermeisten studentischen Beiträge einzig für das Auge des korrigierenden Assistenten geschrieben werden, so wenig darf man sich von dem zentralen Kriterium verabschieden, das pädagogischer Ermutigung im Kontext eines Forschungswettbewerbs allererst ihre Rechtfertigung gibt: dass sie nämlich nur tatsächlich Forschungsbeiträgen gelten kann. Was nichts anderes heißt, als dass es erst einmal substantielle und originelle Beiträge geben muss, die eine kompetente Jury zu dem Urteil nötigen, es handele sich dabei um

anderes und qualitativ Besseres als die durchschnittliche Seminararbeit ohnehin zu bieten vermag. Kurzum, ein Forschungswettbewerb, der seinen Titel ernst nehmen und nicht bloße pädagogische Starthilfe leisten will, muss darauf beharren, dass seine Beiträge zumindest in einem basalen Sinne de facto als Forschung zu gelten haben. Originalität sowie theoretischer und methodischer Anspruch und Solidität lauten die entsprechenden Bewertungskriterien.

Ganz offensichtlich ist es im Laufe der letzten Jahre immer schwieriger geworden, dieser Selbstverpflichtung nachzukommen, und das obwohl die Bekanntheit des Unternehmens Deutscher Studienpreis unterdessen gewachsen ist. Selbst gesteigerter Mitteleinsatz für Öffentlichkeitsarbeit vermag diesen Trend nicht zu kompensieren: Zu unserem Bedauern müssen wir eingestehen, dass der Grenznutzen des Instruments Wettbewerb in dieser Form sinkt. Studierende damit zum forschenden Lernen bewegen zu können, dafür scheint in der gegenwärtigen Hochschulwirklichkeit kein Platz vorgesehen.

Welche Optionen bleiben angesichts dieser Diagnose? Mit Recht ließe sich fordern, nun müsse man sich gerade gegen diesen Trend stellen, dürfe das vormals als richtig Erkannte nicht preisgeben, denn wer könnte das besser, ja wer könnte es überhaupt noch, wenn nicht eine keiner politischen Partei verpflichtete gemeinnützige Stiftung? Diesem plausiblen Argument, so sympathisch man es finden mag, muss man allerdings eine ehrliche Einschätzung der eigenen Möglichkeiten entgegenhalten – einen reality check sozusagen. Dabei wird schnell klar: Selbst eine Vervielfachung der Mittel wäre lächerlich angesichts eines Großtrends, der die gesamte Forschungslandschaft erfasst zu haben scheint. Stiftungen können viel, vor allem exemplarisch und modellhaft viel bewegen, aber sie sind wohl kaum das bessere Forschungs- und Bildungsministerium und sollten diese Rolle auch gar nicht erst anstreben. Die erfolgsversprechendere Strategie scheint demgegenüber die partielle Anpassung ans Gegebene, an die Usancen des Wissenschaftsbetriebs, der von echter Forschung derzeit wohl erst auf der Ebene von Dissertationen zu sprechen bereit ist. Und sei es nur, um so den in Teilen sehr mit sich selbst befassten Betrieb umso wirkungsvoller mit geeigneten Mitteln aus der Reserve zu locken.

Mit zwei solchen Reizagenzien haben wir den Studienpreis von Beginn an in Form von Teilnahmebedingungen präpariert. Zum einen müssen die Beiträge

verständlich geschrieben sein. Das heißt, sie müssen das, was sonst das Geschäft wissenschaftsvermittelnder Instanzen ist, selbst schon leisten und eine grundsätzlich dialogorientierte Einstellung mitbringen ja mehr noch – weil sich die Jury ungern als austernöffnender Perlentaucher betätigt – sollten sie sich nicht scheuen, die Perle selbst in polierter Form zu präsentieren. In dieser Hinsicht können wir übrigens tatsächlich einmal Hoffnungsvolles vermelden. Diese Teilnahmebedingung wurde von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ganz offensichtlich nicht als eine dem Wesen der Wissenschaft zuwiderlaufende Zumutung, sondern als eine unter den Bedingungen der Mediengesellschaft fast selbstverständliche sportliche Herausforderung gesehen – und in vielen Fällen bravourös gemeistert. Die von uns angebotenen Coachings im verständlichen wissenschaftlichen Schreiben und Präsentieren taten vielleicht ein Übriges.

Zum anderen hieß es von Anfang an, jeder Beitrag solle sich einem Problem von aktueller gesellschaftlicher Bedeutung widmen. Gesellschaftliche Relevanz sei eine bloße Mode der Forschungsförderung, mag man dagegen einwenden – aber nur weil etwas eine Mode wird, muss es deswegen noch lange nicht falsch sein. Die Idee jedenfalls, dass junge Forschende zu gesellschaftlich relevanten Fragestellungen arbeiten sollten – praxisrelevant haben wir das genannt, und darunter nie eine reine Anwendungsorientierung verstanden, sondern im Gegenteil immer auch ausdrücklich »Orientierungswissen« einbezogen –, dass sich ihr Nachdenken also an realen Problemlagen und nicht an disziplinär vorgegebenen Glasperlenspielen entzünden sollte, gehörte von Anfang an zum Kern unseres Selbstverständnisses.

Wenn wir also aus den veränderten hochschulpolitischen Rahmenbedingungen Konsequenzen ziehen und uns in Zukunft nicht mehr an Studierende, sondern an die besten Doktoranden jeweils eines Jahrgangs richten und diese auffordern, uns von der gesellschaftlichen Bedeutung ihrer Forschungsarbeit zu überzeugen, dann bleiben wir zwei Kernintentionen treu: Verständlichkeit und Relevanz. Genau deshalb ist der neue Studienpreis auch kein Promotionspreis im eigentlichen Sinne. Über die rein fachwissenschaftliche Exzellenz hinaus fragen wir nach der spezifischen gesellschaftlichen Bedeutung der jeweiligen Forschungsbeiträge. Gesucht wird dabei nicht nach der reinen Nützlichkeit, wohl aber nach dem gesellschaftlichen Nutzen wissenschaftlicher Erkenntnis. Wir wollen exzellente junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ermutigen, den

gesellschaftlichen Wert der eigenen Forschungsleistung herauszuheben und sich einer öffentlichen Debatte darüber zu stellen.

Ob es von dieser Konzeption aus irgendwann einmal auch wieder einen Weg zurück zum forschenden Lernen an Hochschulen geben wird, muss sich erst noch zeigen. Noch ist die Landschaft hier viel zu sehr in Bewegung, um sichere Wege anlegen und kartografieren zu können. Vieles jedenfalls wird davon abhängen, wie viel Freiraum der individuellen forschenden Neugier insbesondere in den neuen Masterstudiengängen eingeräumt werden wird – von neuerlichen Chancen für ein Stückchen Humboldt in den in großen Teilen vor allem verdichteten, verschulden und ein manches Mal nur neu benannten statt neu konzipierten Bachelorstudiengängen wagen wir dabei noch gar nicht zu träumen.

Matthias Mayer ist Projektleiter des Deutschen Studienpreises

Kontakt: Körper-Stiftung
Deutscher Studienpreis
Kehrwieder 12
20457 Hamburg
Telefon +49 40 80 81 92-143
Telefax +49 40 80 81 92-302
E-Mail dsp@koerber-stiftung.de
www.studienpreis.de